

Fieber

3 Tage vorher, 18. Dezember

»Junge, Junge, du siehst aus wie ausgespuckt.«

John Benthien, Erster Hauptkommissar bei der Flensburger Kripo, derzeit bettlägerig mit einem fiebrigen Infekt, nahm seinen Vater nur wie durch einen Schleier wahr.

»Danke«, krächzte er, wobei er versuchte, das Stechen in seinen Bronchien zu ignorieren, »vielen Dank für deine aufmunternden Worte!«

»Da nicht für.« Benthien senior, trotz seiner 77 Jahre munter wie ein Fisch in der Nordsee, die nicht weit entfernt von dem alten Kapitäns Haus an die Sylter Ostküste brandete, ließ sich auf den Bettrand fallen und zückte seinen Notizblock. »Da du dir ja unbedingt eine Grippe einfangen musstest – du isst zu wenig Vitamine, Junge! –, werde ich unsere Weihnachtseinkäufe wohl allein erledigen müssen.«

»Glaub mir, ich hab's nicht mit Absicht getan«, murmelte John kratzbürstig. »Und hör auf, mich ständig zu bevormunden. Ich bin kein kleines Kind mehr!«

Er fühlte das Fieber schon wieder steigen. Die Energie seines Vaters ließ ihn sich noch kränker vorkommen, als er ohnehin schon war. Benthien angelte unter dem Kopfkissen nach einem Taschentuch, fand aber nur fünf feuchte Papierkugeln, die er angeekelt auf den Boden fegte. Seine Bemühungen, sich ein neues Päckchen Papiertaschentücher vom Nachttisch zu angeln, waren nicht von Erfolg gekrönt. Das Päckchen fiel herunter.

»Könntest du vielleicht mal ...?«

Ben sprang behände auf, reichte seinem Sohn die Taschentücher und ließ sich erneut auf die Bettkante plumpsen. Auf nervtötende Weise klickte er mit dem Kugelschreiber. »Dann lass uns mal überlegen, was wir an Weihnachten essen wollen. Also. Wir sind zu dritt – oder kommt Tommy Fitzen auch? – na egal, ich werde ein bisschen auf Vorrat einkaufen ...«

»Wieso sind wir zu dritt?«, krächzte John und kratzte sich wild mit allen zehn Fingern in seinem dichten braunen Haarschopf, weil es ihn überall kribbelte, juckte und brannte. Das Fieber natürlich. Er fühlte sich durch und durch heiß an.

Sein Vater guckte unschuldig drein. »Habe ich dir nicht gesagt, dass Thyra uns an Weihnachten besucht? Sie kommt an Heiligabend oder am ersten Weihnachtsfeiertag. Sie ist ja auch allein, genau wie wir.«

»Was? Thyra? Warum weiß ich davon nichts? Vater! Hast du schon wieder irgendein Techtelmechtel im Sinn? Seit wann trifft ihr euch denn?« John, angetrieben von einem heftigen Adrenalinschub, der ihm kurzfristig ungeahnte Kräfte verlieh, hatte sich abrupt aufgerichtet. Der Effekt war, dass sich sein trockener Husten in Gang setzte, der alle weiteren Vorhaltungen erstickte. In der Brust und im Hals brannte es wie Feuer. Ben nutzte derweil die Gunst des Augenblicks. »Du weißt genau, dass ich Thyra gut kenne, sie war ja eine Freundin deiner Mutter. Und auch wenn sie Oberstaatsanwältin und in gewissem Sinn deine Vorgesetzte ist, seid ihr ja irgendwie befreundet, jedenfalls lädt sie dich regelmäßig jedes Jahr zu ihrer Weihnachtsparty ein. Was also hast du gegen Thyra?«

»Gar nichts«, sagte John und kratzte sich erneut am Kopf, auf den Armen, im Nacken. »Ich bin nur überrascht, dass du dich jetzt auch noch für Thyra interessierst. Hast du nicht schon genug Freundinnen?«

Ben beobachtete John etwas genauer. »Sag mal, hast du Läuse? Weil du dich überall kratzt.«

»Ich habe Fieber, falls du es noch nicht bemerkt haben solltest!«

Ben legte die Hand auf die Stirn seines Sohnes, doch John wischte sie augenblicklich weg.

»Du bist ganz rot im Gesicht, Junge. Soll ich dir ein paar Wadenwickel machen?«

»Untersteh dich!«

»Als Kind haben wir dir immer ...«

»Ich bin kein Kind mehr! Ich nehme lieber Tabletten gegen das Fieber. Und nenn mich nicht immer Junge!« Mühsam angelte John nach seinen Aspirin-Tabletten auf dem Nachttisch, legte sich eine auf die Zunge und trank einen Schluck Wasser. Er hatte das Gefühl, als wäre sein Hals innen in der Kehle zu einem kleinen entzündeten Hügel angeschwollen, an dessen Fuß die Tablette strandete wie ein Schiff auf der Sandbank. Er trank das Glas aus und konnte sie endlich herunterspülen, was ihn wiederum zum Husten reizte.

Gleichzeitig wurde ihm klar – er war zwar krank, aber deswegen nicht blöd –, dass sein Vater ihn erfolgreich vom Thema Thyra abgelenkt hatte. Doch er fühlte sich zu heiß und zu elend, um noch einmal darauf zurückzukommen.

»Äpfel«, zählte sein Vater auf, der sich einen herumliegenden Bildband als Unterlage für seinen Schreibblock geschnappt und ihn auf seine Knie gelegt hatte. »Mandarinen, Weintrauben, Rotkohl, Lachs, Knusperschmalz, Oliven, Beifuß, Gebäck – oder soll ich selber backen, John? Könnte ich ja mal versuchen ... aber weiter: Preiselbeeren, Lebkuchen, Oblaten, Christbaum sowie einen Christbaumständer ...«

»Vater! Wir haben mindestens drei davon im Keller!«

»Das weiß ich, und die geraten mir auch das ganze Jahr über, wenn ich im Keller etwas suche, ständig zwischen die Füße, nur an Weihnachten, da verkriechen sie sich. Das ist jedes Jahr dasselbe. Und ehe ich das ganze Haus auf den Kopf stelle ...«

»In fünf Jahren werden wir neun Stück haben«, murmelte John leise vor sich hin. Er freute sich, dass er trotz des Fiebers doch noch so weit rechnen konnte.

»... Knoblauch, einen Topf Basilikum, was brauchen wir noch? Gänsekeulen, saure und süße Sahne, Hefe ...«

»Du willst doch die Keulen nicht etwa selbst machen? Wir könnten eine fertige Gans bestellen ... oh Gott, ich kann nicht an Essen denken, davon wird mir augenblicklich schlecht!«

»Graupen«, zählte Ben weiter auf, ohne Rücksicht auf die Befindlichkeiten seines Sohnes zu nehmen. »Ich könnte dir ein schönes Graupensüppchen kochen!«

»Ben! Willst du mich umbringen? Du weißt genau, dass ich Graupen hasse! Schon beim Gedanken daran kommt's mir hoch.«

»Irgendwie bist du heute auf Krawall gebürstet«, stellte Ben fest.

John legte sich bequemer hin, schloss die Augen und blendete die Stimme seines Vaters aus. Bunte Kreise und ein Rauschen in den Ohren wiegten ihn in einen fiebrigen Dämmer Schlaf.

Als er erwachte, war der Nachmittag ein Stück weiter fortgeschritten. Im Haus war alles still. Sein Vater war offensichtlich noch beim Einkaufen. Eine milde, kalte Wintersonne lugte ab und zu zwischen den Wolken hervor, umwoben von grauen Schleiern, die Nebel versprachen.

Die Hitze und das Fieber waren verschwunden, dafür war das Bett sehr ungemütlich geworden, heiß und klebrig vom Schwitzen. John stellte sich kurz unter die Dusche, hüllte sich in einen frischen Pyjama und einen dicken Bademantel und bezog das Kopfkissen neu. Das Laken zu wechseln war ihm zu mühsam, ihm schwindelte schon wieder von der Anstrengung des Duschens. Sein Vater hatte ihm eine Kanne Pfefferminztee hingestellt, den er jetzt gierig trank.

Nachdem John sich wieder eine Weile ins Bett gelegt hatte, beschloss er, nach unten ins Wohnzimmer umzuziehen. Dort fühlte er sich weniger ausgeschlossen, irgendwie näher am Leben. Anscheinend ging es ihm doch schon ein wenig besser. Er zog zwei T-Shirts und eine Jogginghose über den Pyjama, nahm sein Kissen und eine Decke und machte es sich auf dem Sofa mit dem karamellfarbenen Leder bequem, das im Lauf von Jahrzehnten butterweich geworden war. Nur das Feuer im Kamin, das sein Vater vorausschauend entzündet hatte, erhellte den Raum in der anbrechenden Winterdämmerung.

Auf der kleinen Dünenterrasse bogen sich die Hecken der Kamtschatka-Rosen im Wind, und hinter den Dünen rauschte eintönig das graue Dezembermeer. Es rauschte John erneut in den Schlaf.

»... irgendjemand muss etwas tun!«, rief eine körperlose Stimme so dicht neben Benthien, dass er erschrocken erwachte.

Er wusste nicht, wie lange er geschlafen hatte. Die Holzscheite im Kamin glühten noch, und draußen herrschte diffuses Zwielflicht.

Vor ihm im Zimmer stand eine fremde Frau.

John, erhitzt und verschlafen, fuhr hoch; hastig überlegte er, wo und wer er war und welche Tageszeit gerade herrschte: graute schon wieder ein neuer Morgen? Oder ging der alte Tag zu Ende? Und wieso lag er auf dem Sofa?

Er blinzelte, aber die Frau war immer noch da. »Irgendjemand muss etwas tun!«, wiederholte sie, nachdem sie ihn eine Weile angestarrt hatte.

Benthien dämmerte es langsam, dass mit »irgendjemand« er gemeint war. Inzwischen kam sie ihm auch vage bekannt vor. Zumindest kannte er sie vom Sehen, wenn er auch noch nicht mit ihr gesprochen hatte. Die grauweiß melierten Haare standen ziemlich zerzaust von ihrem Kopf ab, als hätte sie verzweifelt darin gewühlt. Ihr Gesicht glühte rosig im Schein des Feuers. Was ihn seltsam berührte, waren ihre Augen: Sie wirkten wie die einer Blinden, mit einer ganz hellen, fast weißen Iris. Ansonsten war sie ziemlich alt, sicherlich an die siebzig oder darüber, aber, wie es schien, noch gut beieinander und vernünftig bekleidet mit einer karierten Flanellhose, einem Fleecepulli und einer dicken Wolljacke, in der sie fast ertrank.

Er wunderte sich, dass sie bei der Kälte keinen Mantel trug. Und wie war sie überhaupt ins Haus gekommen? Und wo war sein Vater?

Benthien fuhr sich übers Gesicht und durch die Haare, sodass sie in alle Richtungen abstanden. »Entschuldigung, aber ... kenne ich Sie?«

Geisterstunde

»Der Weihnachtsmann liegt in der Badewanne, und die Turbanfrau ist weg!« Die alte Frau stach mit dem Zeigefinger nach ihm, wie um ihre Worte zu unterstreichen, und sah ihn mit ihren seltsam hellen Augen eindringlich an. »Verstehen Sie das? Irgendjemand will mich in den Wahnsinn treiben!«

Benthien versuchte, sich zu sammeln. Hatte sie das eben wirklich gesagt? Und wer war der ominöse »irgendjemand«, von dem sie dauernd sprach? Sie hatte sich inzwischen auf den niedrigen Wohnzimmertisch gesetzt, ihm gegenüber, viel zu nah, fast berührte sie ihn. Sie hörte nicht auf, ihn anzustarren.

»Welche Turbanfrau?«, stotterte er.

Die Frau seufzte. »Ich bin Annelie Jansen, Ihre neue Nachbarin. Ihren Vater habe ich schon kennengelernt. Er erzählte mir, dass Sie bei der Polizei sind.«

Das glaubte John sofort. Sein Vater erzählte immer allen, dass er bei der Polizei war. Darauf war er stolz. Und natürlich hatte Ben die neue Nachbarin bereits kennengelernt, wer, wenn nicht er! Einer, der bei Wattwanderungen mitlief, um – allerdings harmlose – Frauenbekanntschaften zu machen, hatte keine Berührungsängste.

»Eine sympathische Frau«, hatte Ben ihm erzählt. »Wohnt seit ein paar Wochen im Häuschen schräg gegenüber. Ihr Mann ist tot. Sie ist von irgendwo aus Süddeutschland ans Meer gezogen, weil sie als Kind ihre Ferien hier verbracht hat. Pure Nostalgie, sage ich dir. Wenn das mal gutgeht und sie nicht zu viel erwartet. Wahrscheinlich ist sie ziemlich einsam. Wir könnten sie einmal zum Kaffee einladen, was meinst du?«

Doch dazu war es, soweit John wusste, bisher nicht gekommen. Er hatte in den letzten Wochen vor Weihnachten selten die Zeit gefunden, in sein Haus auf Sylt zu fahren, in dem schon einige Generationen der Familie Benthien aufgewachsen waren. Unter der Woche teilte er sich neuerdings mit seinem Vater eine Wohnung in Flensburg, seitdem seine Lebensgefährtin Karin nach sechs Jahren behauptet hatte, sie brauche eine Auszeit, und er ihr die Wohnung überlassen hatte. Über Weihnachten besuchte sie für einige Wochen ihre Schwester in Amerika. John, der fühlte, wie er sich innerlich längst von ihr getrennt hatte, war es egal gewesen. Über die Feiertage hatte er keinen Dienst, da wollte er in aller Ruhe die Zeit genießen, ein paar Bücher lesen, sich den Nordseewind um die Ohren wehen lassen, gut essen und trinken und lange schlafen. Die Grippe hatte er nicht eingeplant. Und eine unbekannte Nachbarin, die einfach bei ihm